

(Nachdruck verboten.)

## 1) Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen  
von E. Müller.

I.

Melchior Carta ritt bergan nach Hause.

Er war ein blondhaariger, junger Hirt, von kleinem Wuchs, mit braunen Augen und blassem Gesicht. Eine Zurcher stand zwischen den dichten, dunklen Brauen, die sich scharf abhoben von dem gelben Antlitz mit der niedrigen Stirn. Er trug murensische\*) Kleidung mit dem ärmellosen, ledernen Wams.

Auch das Pferdchen des Hirten war fahl, gedrungen, eckig und nachdenklich wie sein Herr: sie schienen für einander geschaffen.

Melchior war ein junger Mensch von bestem Ruf. Aber seit einiger Zeit war er düster; er fühlte sich unglücklich, weil seine Waise Paska ihm kurz vor der Hochzeit den Abschied gegeben hatte. Einen Grund hierfür gab es nicht; nur hatte Paska plötzlich bemerkt, daß sie schön sei, und daß auch junge Herren es nicht verschmähten, ihr den Hof zu machen.

Das Pferdchen kletterte vorsichtig aufwärts und schüttelte den durch den Zügel hochgehaltenen Kopf. Der steinige Abhang des Berges, auf dem aromatische Kräuter starken Duff verbreiteten, gewährte weiten Ausblick auf Nuoro und ein ganzes Panorama wilder Täler und ferner Berge; dann führte der Weg in einen Wald von Steineichen.

Der Augustmorgen war wundervoll klar; da es am Tage vorher geregnet hatte, war es im Walde frisch und angenehm. Die Farne und Gräser, die feuchten Stämme und Felsen lachten einen starken Duft aus; eine leichte Brise goß silberne Lichter über das Laub der Steineichen, und der tiefblaue Himmel lachte wie ein See durch das Gezweig. Doch Melchior blieb traurig und düster trotz aller Lieblichkeit des Himmels und des Waldes. Ueber sich hörte er undeutlich sprechen und lachen: Frauen, die des Weges kamen. Er glaubte das frische, Klangvolle Lachen seiner Waise zu erkennen und knirschte vor Zorn.

Sie ist es wirklich! Und sie lacht! dachte er plötzlich, hielt sein Pferd an und lauschte.

Die Stimmen entfernten sich, das Lachen verklang gleich einem Echo. Sie war es wohl doch nicht! Melchior atmete auf und trieb sein Pferd an. Und das Pferd stieg höher und höher hinauf, rhythmisch die Kruppe hebend und langsam den Schweif gegen die knochigen Flanken schlagend.

Aufwärts über felsige Hänge, die der Wind von Blättern fahl gesägt; zwischen den mächtigen, schlangengleich gewundenen Wurzeln der Steineichen erklang der Schritt des Pferdes, und der blanke Huf schlug Funken aus dem Granit.

Dann ging es über Lichtungen, an deren Rande einzelne Bäume ihre Äste weit über klare Tiefen hinausstreckten. Die aufgetürmten Felsen sahen manchmal aus wie Syhinx, welche die stille Einsamkeit bewachten; andere Blöcke erschienen wie von Riesen Händen zu Altären und Grabmälern geformt; und das Volk glaubt, daß in ungelakten Zeitfernen Riesen die Felsen des Orthobene übereinandertürmten und die Gipfel auszackten, durch die der blaue Himmel lacht.

Nach den Lichtungen wiederum Wald: feuchte Fußpfade, kleine Rinnsale, Winfengeruch und von den Herden zertretene Gräser; und überall Schatten, zitternde Lichtarabesken, Eksterruf, der Schlag einer Axt, zwei, drei, viermal vom Echo wiederholt. Und dann noch ein Aufstieg, aber sanft, auf weichen, frischen Farnen.

Nachdem er auch den Wald hinter sich gelassen, traf der Hirt auf einige Frauen und Kinder, die, mit Kohlenfäcken beladen, abwärts stiegen. Er hielt sein Pferd an, um sie vorüberzulassen. Dort wand der Pfad sich zwischen kahlen Felsen, und die Sonne brannte schon heiß auf den steinigen, baumlosen Ort.

Der Berg erschien plötzlich vereinsamt, ein passender Hintergrund für die Gestalten jener barsüßigen Frauen, deren

Köpfe in den schweren, schwarzen Säcken steckten; jener Kinder, die von der großen Last gebeugt bergab gingen, die schwarzen Händchen herabhängend, den Kopf hintertüber gezogen von dem Seil, das den Sack hielt, Augen und Mund weit offenstehend vor Hitze und Anstrengung. Weiber und Kinder schritten behutsam und schweigend abwärts, mit roten, schweißbedeckten Gesichtern und Augen, die von einem schmerzhaft bösen Traume umflort schienen. Den Hirten, der ruhig zu Pferde saß, beneideten sie, und zeigten ihm dies, indem sie ihm rauh zuriefen, auszuweichen, ihn verwünschten und sein Pferd reizten.

Die beiden letzten blieben stehen und sagten, boshaft lachend:

„Geht's nach Hause, Melchior Carta?“

„Es scheint!“

„Wenn Du Dein Pferd ein wenig antreibst, wird Dir etwas Schönes begegnen.“

„Ich will niemand begegnen,“ sagte er rauh. Aber er fühlte, wie ihm das Herz schlug.

„Ist sie es doch?“ dachte er und hatte Lust, sein Pferd wirklich anzutreiben; doch bald reute es ihn und er schämte sich seines Verlangens.

Die Weiber setzten ihren Weg fort, hielten einen Burschen bei seinem Sack fest und sagten zu ihm: Rufe einmal: Viele Grüße an Paska Carta!

Der Junge kehrte sein Gesicht gegen die Sonne, hielt die Hände an den Mund und schrie:

„Faccia di Volpa, ohe, viele Grüße an Paska Carta!“

Das brachte Melchior vollends auf. Dennoch wandte er sich nicht um und gab keine Antwort. Er gelangte zu einer Quelle. Große Steineichen beschatteten den von lichten, zarten Gräsern bedeckten Platz; neben der in rohes Gestein gefaßten Quelle erblickte er Spuren eines Mahles: einen schwarzen Fleck, auf dem ein Feuer gebrannt hatte, welke Farne und ringsherum Steine, die als Sitze gedient hatten und noch zu stummem Gelage versammelt schienen; daneben Ueberreste von Früchten und allerlei Scherben.

Ganz klein erschien der Hirt und sein Pferd in der feierlichen Einsamkeit der bewegungslosen, mächtigen Bäume und den unbegrenzten, blauen Fernen.

Melchior stieg ab und ging zur Quelle, sein Pferd am Zügel führend. Er kniete auf die Steine hin, schob seine Mühe in den Nacken, beugte sich über sein Spiegelbild und trank in langen Zügen. Mit tropfendem Barte erhob er sich, rüdtete die Mühe zurecht und ließ dann auch sein Pferd aus der Quelle trinken, statt aus dem zum Tränken der Tiere besonders angebrachten Becken.

Während das Pferd trank, schaute er sich mißtrauisch um; er empfand eine hämische Freude darüber, daß das Wasser durch das Tier getrübt wurde. Die Quelle war erst wenige Tage zuvor gereinigt worden zum Gebrauch für einige Familien, die in dem Kirchlein auf dem Gipfel des Berges ihre Novena\*) abhielten. Paska diente in einer dieser Familien und stieg täglich, die Amphora aus rotem Ton auf dem Kopfe, zu der Quelle hinab, um Wasser zu schöpfen; dahin sogar liefen ihr ihre Anbeter nach.

Mochte also das Pferd trinken und das schöne, klare Wasser trüben, ja beschmutzen, wie jene Herrchen des Hirten Seele vergiftet hatten.

Ja, mochte es trinken! In einem Anfall von Zorn, der seinen Augen einen gelben Glanz verlieh, erfaßte er ein, zwei, drei Felsstücke, die unten schwarz von Schlamm waren, und warf sie in die Quelle. Das Wasser gurgelte, spritzte hoch auf und lief über.

Er ergriff die Zügel, stieg schnell auf und ritt davon.

Alles lag wieder in erstem Schweigen wie zuvor; nur das Wasser blieb trübe. Melchior stieg höher hinauf, Grimm im Herzen. Kein Laut außer dem Geknistern trockener Blätter und Zweige, die der Huf des Pferdes zerkrat, erreichte ihn. Hier und da hob sich von den dunklen Stämmen das Skelett einer geschälten Eiche ab, deren Äste in einem traurigen Graugrün dahimwelften.

In einem bestimmten Punkte hielt er an; seine Behausung lag nach Morgen, abseits von dem Kirchlein, an dem er nicht

\*) Nuoro, Städtchen unweit der Ostküste Sardinien's.

\*) Neuntägige Andacht zu Ehren der Madonna.

gerade vorüber mußte. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, dies dennoch zu tun; dann aber lockerte er den Zügel und überließ es dem Pferdchen, seinem Instinkt zu folgen. Das Pferd spitzte die Ohren und schritt durch Felsen und Gehölz dem Stalle zu.

Da kehrte auch Melchior zur Wirklichkeit zurück und schämte sich seiner Schwäche. So ging es ihm stets.

„Sib Dich zufrieden!“ sagte ihm der alte Vater jeweilen; „besser vorher als nachher!“

Doch dieser Trost war gleich Salz auf einer Wunde; er erweckte ihm grimmen Schmerz. Und ohne es zu wollen, fand er sich stets auf der Spur des lachenden Geschöpfes, das ihn hinter sich herzog mit der beleidigenden Fröhlichkeit seiner freien, leichtlebigen Jugend. Es dachte ihn, daß er noch ein Recht auf sie habe, zum wenigsten als ihr Verwandter, und wenn nicht der Gedanke an den alten blinden Vater gewesen wäre, er hätte sich ganz weggeworfen.

Als er daheim anlangte, stand die Sonne hoch; das Pferd hielt am gewohnten Plage, vor einem steinernen Trog unter einer Steineiche. Ein kleiner, schwarzer Hund mit klaren, braunen Augen und eine gefleckte Katze kamen ihm stumm entgegen.

Er hörte das Geklingel der Ziegen auf der Weide und das Rufen des jungen Hirten, der in Melchiors Abwesenheit die Behausung und den alten Blinden hütete. Zener Abhang des Orthobene senkte sich nach Osten, nach den blauen Bergen längs der Küste, zwischen denen Meer und Himmel in perlmuttfarbenen Tönen ineinander schwammen. Ein unsagbar weiter Horizont! Einsame, gewellte Landstreden breiteten sich zu Füßen des Berges aus; hier oben aber bot der Orthobene einen bezaubernden Wechsel von Felsen, Wäldern und Lichtungen. Die Hütte erhob sich auf einem ebenen Fleck mit freiem Ausblick. Nahe der Hütte nur eine einzige Steineiche, dahinter der Wald; zur Rechten wie zur Linken aufgetürmte Felsen mit grünem Moos bedeckt. Und alles: Bäume, Felsen, Wälder von tiefem Traum der Einsamkeit umfungen, schienen versunken in die Betrachtung der schönen Fernen.

Auch die Ziegen, wenn sie auf die Felsen kletterten, wandten ihr härtiges Gesicht und ihre melancholischen Augen dem fernen Gestade zu; und der blinde Greis wie der junge Hirt und Melchior: alle schauten sie dorthin wie in einer Erwartung.

Die aus Baumstämmen und Steinblöcken errichtete Hütte war ziemlich geräumig; in der Mitte ein großer Herd. Zwischen den Milchgefäßen aus Kork hingen die großen Mäntel der Hirten.

Bei Melchiors Ankunft trat Gio\*) Pietro aus der Hütte, wo er ihr Mahl hergerichtet hatte. Er war groß und stramm; in seinem frischen Gesicht mit den gesenkten Lidern, dem scharfen Profil und dem langen silberweißen Barte lag etwas Priesterliches, und ein Kranz von weißen Locken umgab das kahle Haupt. Die dicht zusammengezogenen weißen Brauen verrieten das stete, innere, scharfe Aufmerken auf alle Laute, alle äußeren Eindrücke. Seine Kleidung war die eines moretischen Widders, nur trug er statt der Mütze eine Kappe aus Zuchsfell. Er bediente sich eines leichten Stockes aus Oleanderholz, auf dessen Griff ein Hundekopf roh eingeschnitten war: diesen steckte er fast beständig vor oder neben sich aus, um etwaige ihm unbekannte Hindernisse zu erkennen. Auch die rote, runzlige zitternde Hand war stets in tastender Bewegung nach einer Stütze oder einem Hindernis. Obschon anscheinend ruhig, lachte Gio Pietro doch niemals, und nur wenn er seinen Sohn in seiner Nähe mußte, glätteten sich seine Brauen: in seinem Ausdruck ruhiger Sicherheit erschien das schöne Gesicht alsdann wie das eines Patriarchen.

Er stand wartend im Eingang der Hütte. Aus dem Klirren der Steigbügel vernahm er, daß Melchior dem Pferde den Sattel abnahm und trat ein wenig zurück, um ihn vorbeizulassen. Melchior trat ein ohne ein Wort zu sagen und warf den Rucksack zur Erde, den der Hund schnüffelnd umsprang.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Olivenöl.

Für die Länder am Mittelmeer hat der Delbaum eine so große wirtschaftliche Bedeutung, daß kaum ein anderer Baum für andere Gegenden als Vergleichsobjekt herangezogen werden kann. Diese Bedeutung datiert aber nicht seit heute und gestern, sondern reicht

\*) Gio = Onkel; unter den sardinischen Landleuten als Anrede gebräuchlich.

zurück bis in das graue Altertum. Schon in den ältesten Büchern der Bibel finden wir eine große Anzahl von Hinweisen auf den Delbaum, was sich sehr leicht daraus erklärt, daß dieser Baum mit seiner wertvollen Frucht für die nach Palästina zurückgekehrten Juden bald eine Hauptquelle des Wohlstandes, ja des gesamten Nationalreichtums wurde. Namentlich in den Büchern Moses lehren oft die Hinweise auf den Delbaum wieder, und das Land der Verheißung wird den Anhängern der „Jabe“-Religion als eine glückliche Gegend bezeichnet, die „Delbäume in allen ihren Grenzen“ besitzt. Nur aus der großen Bedeutung des Delbaumes für die Bedürfnisse des Menschen ist es verständlich, wenn es im „Buche der Richter“ heißt, daß die Bäume den Delbaum zum König wählten. Aber nicht nur den Juden, sondern auch den alten Griechen war dieser Baum wertvoll, denn diese weihten ihn als heilige Pflanze der Göttin Athene. Der Baum genoss den auch besonderen staatlichen Schutz, sodaß z. B. zur Zeit des Sokrates die Verfügung über das Eigentum an Delbäumen stark eingeschränkt war, denn kein Besitzer durfte in einem Jahre mehr als zwei Delbäume ausgraben. Dieser Schutz wurde dem Baum in äußerst wirksamer Weise zuteil, denn jeder Besitzer, der dagegen verstieß, mußte eine hohe Geldstrafe erlegen, die zur Hälfte dem Staate, zur anderen Hälfte aber dem Anzeiger zufließt.

Der Delbaum bildet heutzutage in vielen Ländern am Mittelmeer große Gaine, die den Gegenden ein reizvolles Gepräge verleihen. Spanien besitzt etwa 300 Millionen dieser Bäume, während sich Italien mit ungefähr dem dritten Teile begnügen muß. Um aber die Bedeutung dieser Zahlen auch nur einigermaßen richtig würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß z. B. in ganz Deutschland der Bestand an Obstbäumen nur auf 165 Millionen geschätzt wird. Daß der Delbaum seine Pflege auch lohnt, dürfte die Tatsache beweisen, daß man in Corsica zur Zeit, als Napoleon I. seinen Zug nach Rußland unternahm, nur 12 Millionen dieser Bäume zählte, während jetzt die dreifache Anzahl vorhanden ist. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß man vielfach in den Ländern am Mittelmeer das Vermögen des Menschen nach Delbäumen angibt.

Im allgemeinen stellt der Delbaum keine großen Anforderungen an den Boden, auf dem er wächst. Die Unterschiede des mageren und fetten, des trockenen und feuchten Standortes machen sich in bezug auf den Wuchs und auf die Früchte bemerkbar, lassen aber doch ein mehr oder minder gutes Gedeihen der Pflanze zu. Die an den Küsten des Mittelmeeres reich auftretenden porösen Kalkböden sind die besten Gegenden für ergiebige Ernten liefernde Delbaumpflanzungen. Auch der sonst wenig fruchtbare Granitboden Corsicas liefert diesem eigenartigen Gewächs noch genug Nahrung. Da dieser Baum Gegenden mit etwas trockenem und durchlässigem Boden liebt, so erklärt es sich, daß er in Bezirken mit reichlichen Niederschlägen nicht gedeiht. Große Wärme des Sommers mit genügender Trockenheit und dann milde, wenn auch etwas feuchte winterliche Temperaturverhältnisse, das sind Faktoren, die der Verbreitung des fruchttragenden Olivenbaumes die Grenzen weisen. Da dieser Baum auch im Winter sein schönes, grünes Laub behält, ist es erklärlich, daß er auch für diese Zeit ein gewisses Wärmebedürfnis hat, das ihm z. B. die klimatischen Wärmeverhältnisse Deutschlands nicht gewähren können. Treit Kälte nur auf kurze Zeit, und zwar ohne eisige Niederschläge, auf, dann kann dieses Gewächs Temperaturen bis  $-12$ , ja bis  $-16$  Grad Celsius vorübergehend ertragen, wenn die neue Vegetation nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Steht aber der Baum im Saft, dann können ihm schon Kältegrade von  $-8$  Grad Celsius den Tod bereiten.

Die Züchtung von Olivenbäumen aus den Kernen wird, obwohl die Naturwissenschaftler diese Methode neuerdings immer mehr empfehlen, wenig geübt, da der Baum dann zwei Jahre zur Keimung braucht; allerdings kann diese Zeit abgekürzt werden, wenn man die harte Schale der Kerne einbricht, oder wenn man vor der Einpflanzung eine etwa 70stündige Behandlung mit alkalischen Lösungen vornimmt. Die aus Kernen gezogenen Bäume müssen im zweiten Jahre durch Pfropfen bereedet werden. Vielfach geschieht die Fortpflanzung des Baumes dadurch, daß man aus seinen Wurzeln die Knoten mit jungen Trieben ausschneidet und diese einpflanzt. Zweigstüde, gespaltene Baumteile, junge Äste usw. werden in der Weise zur Pflanzung benutzt, daß man sie teilweise mit guter Erde bedeckt und so die in den Blattachsen sitzenden Augen zur Wurzelentwicklung bringt. Die Verwendung der Wurzelschößlinge zur Anpflanzung führt am schnellsten zur Gewinnung fruchttragender Olivenbäume. Die Kultur dieses Baumes erfordert außer der Bereedelung genügenden Abstand der einzelnen Pflanzen. Dieser Abstand wird bei guten Kulturen so bemessen, daß Licht und Sonne zu den ausgetriebenen Bäumen genügend Zutritt haben.

Drei Jahre nach der Bereedelung beginnen die jungen Bäume Oliven zu tragen. Die Ernte erreicht aber erst mit dem 10. bis 20. Jahre ihren Höhepunkt. Wenn dann die Pflege des Baumes in richtiger Weise durchgeführt wird, belohnt er den Menschen Jahrhunderte lang mit seinen wertvollen Früchten für seine Mühen. Der Delbaum, der bis zu 10 und 20 Meter hoch wird, trägt etwa 50 bis 150 Kilo Oliven. Gewöhnlich liefert der Baum nach einer guten Ernte im nächsten Jahre eine schlechte, sodaß man durch entsprechende Pflege dafür sorgen muß, daß diese Ungleichheiten etwas ausgeglichen werden. Aus dieser Veränderung in der Ertragsleistung erklärt es sich, daß man im allgemeinen den Ertrag des Olivenbaums nach zweijährigen Ernten berechnet.

Für die Gewinnung des Oels werden mit Vorliebe die kleinfrüchtigen Bäume herangezogen. Der Prozeß der Oelgewinnung ist

heutzutage noch in vielen Gegenden ein äußerst primitiver. Professor Th. Fischer fand z. B. in Südwestmarokko eine Oelmühle, die aus einer aufgemauerten, zementierten, kreisförmigen Plattform bestand, deren Oberfläche ein flaches Becken, eine Art kreisrunden Trog bildete. In demselben stand senkrecht ein Mühlstein, der in der Mitte durchbohrt war und mit Hülse eines durchgehenden Baumes von Menschen oder Tieren in kreisende Bewegung gesetzt wurde. Der Stein zermalmte so die Oliven, mit denen das flache Becken gefüllt ist, und die immer wieder darunter geschoben werden, bis sie einen weichen, schwarzen Brei bilden; dieser wird dann in Körbe gefüllt, welche aus Zwergpalmenfasern geflochten sind. Die gefüllten Körbe kommen in die Presse. Diese besteht aus einem wagerechten, sehr schweren Olivenstamme, der auf der einen Seite durch ein Schraubengewinde auf die Körbe herabgedrückt wird, bis dadurch das Öl ausgequetscht ist. Das Öl fließt in ein gemauertes Becken, aus dem es zum Verkauf in Säcke gefüllt wird.

Verfahren dieser Art liefern verschmuztes und ranziges Öl. Da aber auch in Italien und Spanien nach dieser, im übrigen wenig ergiebigen Methode zum großen Teil gearbeitet wird, so gehen alljährlich große Werte verloren.

In einem modernen Betriebe werden die bei beginnender Reife gepflückten Oliven auf Gorden zum Trocknen ausgebreitet und durch mäßiges Pressen vom Öl befreit. Hierbei wird das beste Speiseöl gewonnen. Der übrigbleibende Olivenbrei wird nachgepresst, doch dürfen die Kerne dabei nicht zerstört werden. Dieses Verfahren liefert auch noch gutes Speiseöl. Bei der dritten Pressung wird sehr starker Druck angewandt, und man erhält noch Maschinenöl, Öl zum Bremsen und Öl zur Seifenfabrikation. In einem so arbeitenden, modernen Dampfbetriebe werden aber auch noch die Trester mit kochendem Wasser behandelt und ausgepresst; endlich wird dem nun noch verbleibenden Brei der letzte Rest auf chemischem Wege genommen. Mit Hilfe von Watte wird das Speiseöl in dunklen, kühlen Räumen einer durchgreifenden Klärung unterzogen und kommt, nachdem man es noch einige Zeit hat ruhig stehen lassen, zum Versand. Die Rückstände der letzten Pressung finden teils Verwendung als Brennstoff, teils als Düngemittel.

Wie wichtig eine gute Gewinnungsmethode für den Wert des erzielten Oeles ist, dürften folgende Zahlen dartun: gutes Olivenöl aus rationellen Dampfbetrieben bringt pro hundert Kilo 76 bis 92 M., während für das mit primitivem Verfahren gewonnene Produkt nur 44—52 M. gezahlt werden.

Wemgleich im Handel die geruchlosen Olivenöle von klarer, gelber Farbe bevorzugt werden, so dürfen diese Eigenschaften doch nicht als Zeichen besonderer Güte betrachtet werden, da dieses Öl in bezug auf Farbe, Geschmack und Geruch sehr verschieden ausfällt.

Die Produktion an Olivenöl beträgt jährlich etwa 8 Millionen Hektoliter; hiervon gelangen aber nur 1 Million in den Weltmarkt, während die übrigen 7 Millionen in den Erzeugungsländern verbraucht werden. Das Öl wird in den Gegenden seiner Gewinnung denn auch in ausgedehntestem Maße verwendet; es dient als Speiseöl und als Fett zur Herstellung aller Gerichte, die in unseren Gegenden mit Hilfe tierischer Fette (Butter usw.) angerichtet werden. Diese umfangreiche Verwendung des Olivenöls bei der Speisenzubereitung fällt denn beunruhigend auch dem Nord- und Mittel-Europäer sehr auf, wenn er in die Länder des Ölbaumes kommt; er hat gewöhnlich große Mühe, seinen Geschmack mit dieser Zubereitungsart abzufinden. Für die Seifenproduktion spielt das Olivenöl in den Gewinnungsländern eine ziemliche Rolle; dagegen ist es als Leuchtmittel im Kampfe mit dem Petroleum mehr und mehr unterlegen. Die Olive selbst wird auch als Nahrungsmittel verwendet und getrocknet oder in Salzwasser eingemacht genossen.

Außerhalb der Produktionsgegenden ist die Verarbeitung von Olivenöl eine sehr weitgehende, da es hier nicht nur zur Darstellung von Speiseöl dient, sondern in der Parfümerie zur Erzeugung von Haarölen und in der Pharmazie zur Herstellung von Pflastern, Salben usw. verwendet wird. Geringwertigere Sorten dieses Oeles werden zum Schmieren der Maschinen verwendet und kommen auch für die Seifenproduktion in Betracht. In der Kattundruckerei spielt das Türkischrotöl eine große Rolle; soll eine besonders gute Farbbildung erzielt werden, dann pflegt man für die Herstellung dieses roten Farbmittels Olivenöl zu verwenden.

Rudolf Gerber.

## Kleines feuilleton.

K. Eine amerikanische Wahlversammlung bietet ein tumultuarisch wogendes Bild grandioser Massen, in denen eine fanatische Leidenschaft, eine grenzenlose Erregung laut wird. Eine Versammlung von 20 000 Menschen ist nichts seltenes in den Vereinigten Staaten. Ein Wahlagent, der einem beliebigen Redner 2000 M. und mehr für jede Rede gibt, würde meinen, er habe sein Geld hinausgeworfen, wenn er nicht wenigstens 20 000 Menschen zusammenbringen könnte. Auf jedem Sitz in dem Saal liegt, so schildert der englische Schriftsteller Sidney Brooks das Schauspiel einer solchen Niefenwahlversammlung, eine Pennhausegabe des „Sternenbanners“ und einige „Wahllieder“. Bevor die eigentliche Versammlung losgeht, vergnügt sich das Publikum auf seine Weise. Die Leute rennen auf und ab und singen alle Lieder des Programms durch; da fängt einer das schöne Lied „Ich bin durch Georgia gewandert“ zu brüllen an, gleich sammelt sich eine Menge um ihn und schreit aus Leibeskräften mit; dröhnend wird der Takt gestampft. Dieser eintönig klappernde Marschrythmus wird aus einer Ecke vom schrillen Gejohle eines anderen

Gassenhauers unterbrochen. Die Mauern erzittern unter dem Gelärm. Tausende von Fahnen flattern durch die Luft und bringen eine unruhige Lebhaftigkeit herein. Donnerähnliches Gebrüll und Beifallsrufen erheben sich, wenn ein Gesang glücklich beendet ist und dieser brüllende Sturm hat sich noch nicht gelegt, da gellen schon durchdringende Melodien eines neuen Liedes. Regierquartette bestiegen das Podium und tragen einen „coon's song“ vor. Ueberall in diesem riesigen Gebäude haben sich Gruppen gebildet, die an sich einer auf einem Sessel und redet auf die Umstehenden ein. Und wenn alles nichts hilft, die Leute anzufeuern, dann bleiben als letzte Rettung die großen Anrufe, die allgemeinen Schreie, die schrillen Pfiffe. Die haben immer eine kolossale Wirkung. Ein Mann steht auf, geht aufs Podium und schreit gellend in die Menge hinein: „Wie ist Roosevelt?“ Und aus 20 000 Kehlen hallt brausend zurück: „Er ist all right.“ Eine Pause. Wieder schrillt die erste Stimme: „Wer ist all right?“ Und noch lauter dröhnt es in Donnerötönen zurück: „Roosevelt!“ Oder der Mann auf dem Podium wirft eine kleine Scherzfrage auf: „Wer war George Washington?“

Diese nedische Frage wird mit einem dröhnenden Trampeln, gellen Pfiffen und lauten Rufen begrüßt und dann hält es in rhytmischen Absätzen begeistert zurück: „Der erste im Krieg, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute!“ Nach einer Stunde etwa, wenn man sich genug auf diese Weise vergnügt hat, beginnen die Reden. Die Menge hat sich ausgetobt und hört nun still zu. Wenn der Redner geendet, geht das Johlen, das Fahnenflattern und Trampeln wieder an. Doch der Mann auf dem Podium ist heilig; ihn darf niemand unterbrechen. Wehe dem, der den Redner stören oder sich ungehörig benehmen würde. Der Polizist wirft ihn erbarmungslos hinaus, wenn er nicht schon vorher eine tüchtige Tracht Prügel bekommen hat. Eine starke Opposition, Zeichen des Mißfallens dürfen nicht laut werden; das einzige, was dem Mißvergnügen bleibt, ist, das Lokal zu verlassen. Ein paar junge Burlesken, die 1896 eine Versammlung Bryans durch Zurufe unterbrachen, zogen sich die Entrüstung aller Anwesenden zu; auch alle Zeitungen waren über dies Benehmen aufs höchste empört.

ss. Der Waldbestand in Europa nimmt ständig ab. In Deutschland merkt man davon nicht allzu viel, aber in anderen Ländern steht es schlimm um die Erhaltung des Waldes. In Tirol beispielsweise, wo nach dem italienischen Kriege den Bauern die Ausnutzung der Wälder gestattet wurde, ist furchtbar damit ausgeräumt worden, ebenso im Karst, und hier wie dort ist die Wiederaufforstung unmöglich, weil die Binde den lodern Boden fortgetragen und nur den nackten Fels übrig gelassen haben, auf dem keine Bäume mehr zu wachsen vermögen. Der Holzverbrauch nimmt zu, die Wälder nehmen ab, und man muß sich fragen, was schließlich daraus werden soll. In Europa sind nur noch Skandinavien, Rußland und Oesterreich im stande, Holz auszuführen, denn selbst Deutschland muß noch für 280 Millionen Mark Holz jährlich vom Ausland beziehen. An der Vernichtung der Wälder arbeitet nicht nur der steigende Bedarf an Nuthölzern, sondern auch der an Cellulose, deren Ausfuhr aus Norwegen ungeheuer gestiegen ist. Ein wenigstens einigermaßen wirksames Mittel, dieser Waldvernichtung entgegenzuarbeiten, wäre die Bepflanzung der in den meisten Ländern reichlich vorhandenen öden Strecken, die nur mit Sand und Steinen bedeckt sind und nutzlos daliegen.

Dr. Thénius macht in der Wiesbadener Zeitschrift „Bitumen“ darauf aufmerksam, wie solche Oedländerien einer tüchtigen Ausnutzung zugeführt werden könnten. Das ganze Gebiet muß in Quadrate eingeteilt und diese mit Mauern umschlossen werden, damit der Wind den leichten Boden nicht fortträgt. Dann sind Baumschulen von Schwarzföhren (Pinus nigricans) anzulegen, deren Schößlinge, nachdem sie eine genügende Höhe erreicht haben, verpflanzt werden müssen. Für eine gewisse Düngung des Bodens, für die aber in den meisten Fällen Torfmüll genügt, und für die Bewässerung wird man allerdings einige Sorge tragen müssen. Die Pflanzung kann zwei bis drei Jahre nach Anlage der Baumschule geschehen, und in 25 bis 30 Jahren kann man schon einen beträchtlichen Gewinn dieser Arbeit erwarten. Ein nachahmenswertes Beispiel einer solchen planmäßigen Waldbildung bietet die Bepflanzung der Oedländerien bei Wiener Neustadt in Nieder-Oesterreich. Durch Verpachtung der dort angelegten Föhrenwäldchen an die sogenannten Pechbauern werden sowohl von diesen wie von der staatlichen Forstverwaltung schöne Einnahmen erzielt. Die Pächter gewinnen das Harz, außerdem werden die Zapfen gesammelt und in besonderen Anstalten verarbeitet, um den Samen daraus zu ziehen, während die Rückstände als Brennmaterial verwandt werden. Außerdem bildet sich infolge der Düngung des Bodens durch die abfallenden Nadeln unter den Bäumen ein treffliches Ackerland, das nach einigen Jahrzehnten mit Getreide und Kartoffeln bestellt werden kann. So ist in diesem früher gänzlich wertlosen Gebiet eine blühende Industrie mit der Erzeugung von Terpentinöl, Harz und Kolophonium entstanden. Die Bäume werden zu 25 000—50 000 Stück an einen Pechbauer oder Terpentinnehmer verpachtet. Ein älterer Baum gibt im Durchschnitt jährlich 3½ Kilogramm Rosenterpentin, das filtriert und destilliert wird, um das Terpentinöl zu erhalten. Das zurückbleibende Weispech wird in der Papierfabrikation und außerdem durch nochmalige vorsichtige Destillation zur Herstellung von Kolophonium verwandt. Die Einsammlung des Rosenterpentins geschieht in den Monaten Mai bis Juli. Noch besser als die Schwarzföhre eignet sich die namentlich in Frankreich vielfach angepflanzte Strandkiefer (Pinus maritima). Das französische Terpentinöl ist eins der besten und wird dementsprechend höher bezahlt. Gewonnen werden in Frankreich jährlich 450 000 Fok

Kosterpentini, deren Verkaufswert über 20 Millionen Mark beträgt. Auch in Deutschland gibt es noch viel unfruchtbare Gebiete, die sich zur Anpflanzung der Schwarzjöhren sehr wohl eignen und auf die beschriebene Weise einer Ausnutzung des Bodens zugeführt werden könnten. —

ge. Ueber die Aschantiwälder schreibt Bolkely in seinem in den nächsten Tagen (bei Karl Siegmund, Berlin) erscheinenden Werke „Die Geschichte eines Soldatenlebens“ folgendes: Die Wälder, durch die unser Weg führte, waren sehr schön. Sie bestanden, wenn ich so sagen darf, aus drei bestimmten Stockwerken. Das Erdgeschöß bildet der gewöhnliche dicke, tropische Busch von 15—20 Fuß Höhe, durch den die wirklichen Waldbäume des äquatorialen Afrika ihre dicken hohen Stämme und starken Aeste in die Höhe treiben, um den zweiten Stock zu bilden. Diese sind etwa ebenso groß wie die großen Waldbäume Westeuropas. Der dritte, sich weit über die beiden anderen erhebbende Stock wird von dem geraden und glattstämmigen Baumvollobaum gebildet, der mit seinem pilzförmigen Dach oft über 150 Fuß hoch wird. Die großen Papageien auf dieser Höhe sehen nicht größer als Amseln aus. Dieser Baum hat bis dicht unter der Spitze seines pfeilerartigen Stammes keine Aeste; hier breiten sie sich fast wagrecht aus wie die Stäbe eines großen flachen Regenschirms. Ein grüner Napf, der über einen dicken silbernen Leuchter gestülpt wird, dürfte ungefähr eine Vorstellung davon geben, wie der Baumvollobaum aussieht. Sein glatter Stamm von perlgrauer Farbe läuft ein wenig spitz zu und ist bis oben, wo sich die Aeste ausbreiten, von großem Umfang. Der runde Unterfuß des Leuchters stellt die Wurzeln vor. Sie gehen nicht tief in den Boden, sondern bleiben meist über demselben, wie der Teller des Leuchters auf einem Tisch steht. Vom äußeren Rande dieses Tellers laufen große Streifen aus, die den Boden oft in einem Umfang von ein paar Hundert Fuß bedecken. Diese rippenförmigen Stützpfeiler erhöhen bedeutend die Standhaftigkeit des Baumes und die Pracht seines großartigen Aussehens. Aber was auf den Fremden in dieser dunklen Waldsjenerie den meisten Eindruck macht, sind die Tausende von Schling- und Kletterpflanzen von allen Formen und Größen, die über einander weggehen, sich wieder begegnen und verschlingen usw., während die kleineren in wirren Massen festonartig zwischen den Bäumen hängen. Viele von diesen Schlingpflanzen sind stärker als das Handgelenk eines Mannes; wenn man durch den niedrigen Dschungel kommen will, muß man sie umhauen, denn zerbrechen lassen sie sich nicht. Um sie sind gewöhnlich wieder andere von zäherer und mehr strickförmiger Beschaffenheit gewunden, und diese großen Schlingpflanzen sind ungefähr wie die starken Drahtseile, mit denen sich Kriegsschiffe gegen Torpedos schützen. Der Boden dieser Wälder ist mit gefallenen Holz von allen Formen und Größen bedeckt, das sich in langen Zeiträumen, wie durcheinander, aufgehäuft hat und in jeder Stufe pflanzlichen Verfalls befindet. Tausende von Blumen mit prachtvollen Farben und ungeheure düstere Farne sprechen hervor. —

**Geographisches.**

— Die Midway-Inseln. Der „Globe“ bringt nach dem „Geographischen Journal“ für August einige Mitteilungen S. Macmichaels, eines der auf den Midway-Inseln stationierten Weissen, über diese westnordwestlich vom Hauptteil des Hawaii-Archipels unter 28 Grad 13 Min. nördl. Breite und 177 Grad 21,5 Min. westl. Länge belegene Gruppe. Sie hat Bedeutung als Stabestation und zählt als solche 15 Bewohner, nämlich den Aufseher und seine Frau, seinen Assistenten, vier Stabmechaniker, einen Arzt, einen Batteriewärter, vier chinesische Diener und zwei Arbeiter. Die Gruppe besteht aus zwei Inseln: Eastern Island, das etwa 1 1/2 Kilometer lang und halb so breit ist und von hartem Gras und niedrigem Gestrüpp bedeckt wird, und Sand Island, 2,8 Kilometer lang und 1,6 Kilometer breit und fast ganz — mit Ausnahme der beiden Enden — aus Sand bestehend. Der höchste Punkt ist der 10 Meter über dem Meerespiegel liegende Observation Hill auf Sand Island. Auf dieser Insel befindet sich in einer Tiefe von 1,5 bis 2 Meter gutes Wasser, allein des Sandtreibens wegen sind Versuche mit Kulturen nicht sehr erfolgreich gewesen, während solche auf Eastern Island etwas besser geglückt sind. Einheimische Tiere gibt es auf keiner der Inseln, dagegen zahllose Seevögel von einigen 20 Arten und eine kleine Zahl von Brachschnepfen und Regenpfeifern. Außerdem leben auf Eastern Island einige kleine „flügellose“ Vögel, die aus Laysan, einer weiter südöstlich gelegenen, anderen kleinen, isolierten Insel eingeführt worden sind. Dampfer laufen nicht regelmäßig an, auch ist es zweifelhaft, ob während der Winterstürme Boote landen könnten. Das Klima scheint kälter zu sein als in Honolulu, denn es sind dort niedrige Temperaturen bis zu 14 Grad Celsius beobachtet worden. —

**Technisches.**

— Zeilen-Prägemaschine von Schneider. Wir lesen in der „Technischen Rundschau“: Die Erfindung und Verwirklichung der in den letzten Jahren in Betrieb gestellten Seilmaschinen hat gezeigt, wie sehr die Technik ein früher als fast unüberwindliches Problem in geradezu überraschender Weise gelöst hat. Mit einer anderen Operation im Laufe der Herstellung des zum Druck bereiten Sages beschäftigt sich eine Erfindung des Faktors Richard Schneider, welche sich die Aufgabe stellt, das

Stereotypieren abzukürzen. Beim Stereotypieren muß bekanntlich zuerst eine vertiefte Form, die gewöhnlich aus Papiermasse bestehende Matrize oder Mater hergestellt werden, die alsdann in Letternmetall abgegossen wird. Schneider will indessen die Herstellung der Mater, sei es für Flach- oder Rundstereotypie, sofort während der Satzmanipulation bewerkstelligen. Er erzeugt nach dem Satz der vollständigen Zeile durch eine mechanische Vorrichtung sofort ein vertieftes Sahbild in einer gegen die Zeile gepressten Matrize, deren Masse von ihm zusammengestellt ist. Die Arbeit des Abflattschens mit der Bürste oder auch das Hindurchführen des Sages in der bisher üblichen Art durch einen Kalander fällt also ganz fort und die Mater entsteht unter der Hand des Setzers. Was mit in Betracht kommt, ist, daß die Maschine infolge ihrer Konstruktion gleichzeitig zum Zweck der Satzkorrektur ein genau mit der Mater korrespondierendes Manuskript anfertigt, so daß die Satzkorrektur während des Setzens noch gelesen werden kann. Etwaige Sahfehler lassen sich, wie der Erfinder angibt, auf eine ganz einfache Weise korrigieren. Die Maschine läßt sich sowohl für kompressen, wie auch durchschossenen Satz einstellen, auch ist man im Stande, durch Auswechslung der Matrizen auf den Letterstäben verschiedene Schriftarten zu erzeugen. —

**Humoristisches.**

— Förderung der Kunst in München. „Da glaub' ich, daß in München die Kunst florieren kann, wenn sich jeder Bürger soviele Bilder zulegt wie Sie!“  
„Da san e' g'stimmt! Dös is bloß bei uns Hausherrn! Wissen S', dö Bilder dö pfänden wir döne Maler, bals eahnen Zins nöt zahl'n künna!“ —  
— Am Rennplatz. Erster Offizier: „Sein Vater is Archäologe? Was is denn das?“  
Zweiter Offizier: „Nanu, Herr Kamerad!“  
Erster Offizier: „Ja, wissen Sie es denn?“  
Zweiter Offizier: „Ne, ich frage aber auch nich.“ —  
— Um ein Haar. „Gel, du hast dein Prozeß verspielt?“  
„Freili! Wenn s' mir nur a bissel schwören hätten lassen, nacha hätt' i scho g'wunna.“ — („Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— Im Deutschen Theater wird am 12. November Max Dreher's Komödie „Die Siebzehnjährigen“ zum erstenmal in Szene gehen. —  
— Die Duse beginnt ihr Gastspiel im National-Theater am 1. November mit „Monna Vanna“. —  
— „Jesus von Nazareth“, das preisgekrönte Drama des Namen Raphael Verhulst, hatte bei der Erstaufführung im Antwerpen einen vollen Erfolg. —  
— Eine neue Tragödie von Gabriele d'Annunzio, „Das Schiff“, wird angekündigt. Das Stück spielt in der Lagune vor der Gründung Venedigs. —  
— Die Elberfelder Stadtverordneten bewilligten für das Stadttheater bis 1908 einen jährlichen Zuschuß von 50 000 M. —  
— Die nächste Novität des Theaters des Westens wird die dreiaktige Operette „Die Liebesfestung“ sein. Die Musik stammt von Bogumil Reyler. —  
— Der Berliner Lehrer-Gesangverein veranstaltet sein erstes Winterkonzert am 10. November in der Philharmonie. Das Programm enthält 13 neue Nummern. —  
— Die Baukosten des Kaiser Friedrich-Museums belaufen sich, wie das „Zentralblatt der Bauverwaltung“ mitteilt, auf annähernd 6 500 000 Mark. —  
— Palmennark als Speise der Eingeborenen von Madagascar. Wie H. Gallerand in den „Comptes rendus“ mitteilt, verzehren die Sataladen mit Vorliebe das Mark einer Palme, die sie Satranabe nennen, und das von der Species *Medemia nobilis* herkommt. Dieser Baum bedeckt weite Gebiete, namentlich an der Meeresküste und an den Flußläufen. Zum Zwecke der Gewinnung des Markes werden die Stämme gefällt. Jeder Baum liefert zwei bis fünf Kilogramm Mark, das getrocknet und gepulvert wird. Das Mehl stellt eine graugelbe Substanz dar, die im frischen Zustande etwas süß schmeckt. Die Analyse ergab einen erstaunlich großen Gehalt an Eiweiß. Während die Kartoffeln 6,23, der Maniok 3,8, die Patate 3,88 und die Jamswurzel 7,24 Prozent Eiweiß enthalten, betrug der Gehalt an diesem wertvollen Stoffe bei dem Satranabe 10,538 Prozent. („Prometheus.“)  
— Ableitung eines Gletschersees. Die fürchtbare Wasserkatastrophe, die im Jahre 1892 das Dorf St. Gervais am Fuße der Montblancgruppe zum größten Teile vernichtete, ist durch den Ausbruch eines Sees in dem Gletscher der Tête Rousse hervorgerufen worden. Da eine Wiederholung der Wasseransammlung beziehungsweise des Ausbruches der Wassermassen zu befürchten war, ließ die französische Regierung an geeigneter Stelle einen 200 Meter langen Tunnel durch den Felsbord des Sees schlagen, der im letzten Sommer vollendet wurde. Binnen 2 1/2 Stunden wurde, wie die „Voss. Ztg.“ meldet, die Ableitung des Gletschersees, der sich in der Tat wieder gebildet hatte, bewirkt, und es ist der auf 18 000 Kubikmeter berechnete Inhalt, ohne irgendwelchen Schaden zu verursachen, abgelaufen. —